

Kommentar

Sinnmaschinen – Innovatives menschliches Handeln in soziotechnischen Systemen

Dietrich Dörner

Otto-Friedrich-Universität Bamberg, Institut für Theoretische Psychologie

*Was schert mich Weib, was schert mich Kind,
Ich trag' weit bess'res Verlangen!
Laß sie betteln gehn, wenn sie hungrig sind!
Mein Kaiser, mein Kaiser gefangen!*

Heinrich Heine: Die Grenadiere

*Was schert mi Weib, was schert mi Kind,
Hauptsach is das Bayern' g'winnt, ...*

Die Bayern Buam

Sinnmaschine? Was soll das? – Sinn? Was ist das? Das ‚Lexikon für Psychologie‘ belehrt uns (Wirtz, 2013, S. 1428), dass Franke den „Willen zum Sinn“ in den Mittelpunkt seines Psychotherapieansatzes gestellt hat. Hmh, das erscheint nicht ganz sinnlos! Und dann kommt als nächstes Stichwort ‚Lebenssinn‘. Schlägt man da nun nach, erfährt man, dass dies nun wiederum die Frage nach dem ‚Sinn des Lebens‘ sei. Aha!?

Der Sinn ist also irgendetwas, wonach man streben sollte. Die beiden Mottos, die wir diesem Aufsatz voranstellen, zeigen uns verschiedene Formen des Lebenssinns. Einmal ist es der Kaiser Napoleon, im zweiten Fall ist es der Sieg des FC Bayern. Worin unterscheidet sich der Sinn von Zielen? Ein Ziel kann man erreichen, und dann ist es gut. Zunächst mal ist dann das Ziel kein Ziel mehr. Aber einen Sinn kann man nicht erreichen, im Sinne des Sinns zu leben und zu streben, bleibt eine ewige Aufgabe, genauer gesagt eine Lebensaufgabe. Nein, doch eine Aufgabe über das Leben hinaus. Denn wenn Sie sich den gesamten Text des Gedichtes von Heine ansehen, werden Sie feststellen, dass der Sinn den eigenen Tod glatt überlebt! – Aufgrund unserer verschiedenen Motivationssysteme haben wir verschiedene Ziele. Wir brauchen ein Stück Brot, einen Schluck Wasser, einen Schluck Wein, Freunde, vielleicht manchmal Sex, unter Um-

ständen auch Macht. Das reicht doch? Wozu brauchen wir dann noch Sinn?

Begegnungen mit dem Sinn

Als ich sechs Jahre alt war, brach im April-Mai 1945 das Dritte Reich zusammen. Ich habe das intensiv erlebt. Meine Mutter floh mit einer Freundin und insgesamt sieben Kindern, drei von meiner Mutter, vier von der Freundin, auf einem leeren Munitionslaster der Wehrmacht aus Berlin nach Westen, und wir landeten in einem Müttergenesungsheim bei den Externsteinen im Teutoburger Wald. Dort wurden wir von Amerikanern überrollt, und dann erfuhren wir am 1. Mai vom Tode Adolf Hitlers. Das löste bei mir so etwas wie eine Sinnkrise aus, denn in meinen Kinderjahren war etwas, das „Adolfitler“ hieß, eine feste Größe, etwas, das alles zum Guten wendet. (Dass ‚Adolf‘ ein Vorname war, den ein Mann namens ‚Hitler‘ trug, hatte mich späterhin, als ich Schreiben und Lesen lernte, sehr verwundert und auch ein wenig enttäuscht. Denn „Adolfitler“ war für mich eine Art von magischer Macht. „Adolfitler“ macht das alles schon!) – Meine Mutter aber konnte mit eben jener Macht nicht mehr allzu viel anfangen, als diese ihr zumuten wollte, im Russen-bedrohten Berlin aus-

¹ sic!

zuharren, und legte „Adolf Hitler“ zu den Akten. Sie war BDM-Führerin gewesen und durchaus vom Nationalsozialismus überzeugt. (Dabei basierte ihre Überzeugung, dass der Nationalsozialismus etwas Gutes sei, im Wesentlichen darauf, dass sie im BDM Ostseeferien für die Kinder armer Rhönbauern organisieren und durchführen konnte.)

Bei meinen Vater verlief die Beendigung seines Verhältnisses zum Nationalsozialismus etwas anders, siehe unten. Aber vom Nationalsozialismus als Sinn erfuhr ich dann wenig später noch einmal etwas, was mich sehr bedrückte. Ein Jahr nach unserer Flucht aus Berlin fuhr meine Mutter einmal kurzfristig dahin zurück, um Sachen aus ihrer ehemaligen Wohnung zu holen. (Das war ziemlich umsonst, da die Wohnung und ihr Inhalt inzwischen von unseren ehemaligen Nachbarn „entsorgt“ worden war. Meine Mutter hat sich über diese Interpretation des Wortes „Volksgemeinschaft“ schon nicht mehr gewundert.) Sie erzählte mir bei ihrer Rückkehr, dass der Hausmeister eines Mietshauses an der Argentinischen Allee in Berlin-Zehlendorf, den ich sehr mochte, weil er einen Spielplatz betreute, sich das Leben genommen habe. Ich verstand das überhaupt nicht. Meine Mutter meinte, dass ihm mit dem Untergang des Dritten Reiches all der Sinn seines Lebens verloren gegangen sei. Und das verstand ich nun noch viel weniger.

Später erfuhr ich, dass Selbstmord wegen des Verlusts des Lebenssinns ein ziemlich allgemeines Phänomen am Ende des Dritten Reiches war. Suchen Sie einmal danach, etwa unter dem Stichwort „Selbstmord 1945“. Sie werden mit vielen fürchterlichen Ereignissen konfrontiert werden. Sie werden bei Ihrer Suche auch auf Erörterungen über die Gründe der Selbstmordwelle stoßen. Viele der heutigen Kommentatoren meinen, dass hier Frauen aus Angst vor der Vergewaltigung durch die Russen Selbstmord begingen, oder dass Nazigrößen aus Angst davor, für ihre Verbrechen zur Verantwortung gezogen zu werden, sich durch Suizid der Bestrafung entziehen wollten. Das zeigt eigentlich nur, dass die entsprechenden Autoren mit dem „Geist“ der damaligen Zeit nicht mehr vertraut sind. Mit der Zeit wird alles gröber, besonders die Struktur geschichtlicher Phänomene. Heutzutage ist jeder Nazi ein Verbrecher. Dass man Hitler und den Nazis auch als durchaus guter und respektabler Mensch anhängen konnte (s. Haffner, 1981), weiß man heute kaum mehr. Und es macht die Sache ja auch einfacher. Leider auch zugleich schwerer, da man das Verhalten seiner Großeltern oder Urgroßeltern einfach nicht mehr versteht. Weil man den Sinn, den sie in ihrem Leben fanden, nicht mehr versteht. Siehe hierzu zum Beispiel Scholz (1990).

Eines der herausragenden Ereignisse dieser Selbstmordepidemie ist der Tod von Magda Goebbels, der Gattin des Reichspropagandaministers Joseph Goebbels. Vor ihrem eigenen Suizid tötete sie im Bunker unter der Reichskanzlei am 1. Mai 1945 ihre sechs Kinder. In einem Brief an ihren ältesten Sohn (aus ihrer ersten Ehe), Harald Quandt, der sich damals in Kriegsgefangenschaft der Engländer befand, begründete sie die Tötung ihrer Kinder:

„Unsere herrliche Idee geht zu Grunde und mit ihr alles, was ich Schönes, Bewundernswertes, Edles und Gutes in meinem Leben gekannt habe. Die Welt, die nach dem Führer und dem Nationalsozialismus kommt, ist nicht mehr wert, darin zu leben, und deshalb habe ich auch die Kinder hierher mitgenommen. Sie sind zu schade für das nach uns kommende Leben, und ein Gnädiger Gott wird mich verstehen, wenn ich selbst ihnen die Erlösung geben werde.“

Tötung der eigenen Kinder und Suizid wegen Sinnverlust! Verlorener Sinn kann also nicht nur „selbstmörderisch“, sondern auch „mörderisch“ werden.

Der Verlust des Lebenssinns braucht nicht so zu enden. Mein Vater zog aus dem Untergang des Nationalsozialismus eine andere Konsequenz. Ich bin im Besitz eines Exemplars des ‚Kommunistischen Manifests‘ von Marx und Engels, gedruckt im Jahre 1946 in Berlin. Das ‚Manifest‘ stammt, zusammen mit vielen anderen Büchern (eigentlich allesamt mit einem „linken“ Hintergrund), die von dem SWA-Verlag, dem Verlag, der in der damals so genannten ‚sowjetischen Besatzungszone‘ für den Kommunismus Propaganda machte, herausgegeben worden sind, aus dem Besitz meines Vaters, der sie irgendwann in den Jahren 45/46/47 angekauft haben muss.

Daraus schließe ich, dass mein Vater, nachdem er den Nationalsozialismus wegen offensichtlichen Versagens aus der Liste der sinngebenden Gedankengebäude gestrichen hatte, nunmehr auf der Suche nach einem neuen „Sinn“ war, nach einer neuen „herrlichen Idee“. Er beendete die Suche dann aber doch nicht mit einer Hinwendung zum Kommunismus, sondern zog es vor, in seinem weiteren Leben alle Ideologien, alles, was ihm die „ganze Wahrheit“ verkünden wollte, abzulehnen.

Die nächste Konfrontation mit dem Sinn und den Gründen dafür, das eigene Leben als „sinnvoll“ anzusehen, hatte ich im Jahr 1952. Die Quarta des Humboldt-Gymnasiums in Düsseldorf fuhr in ein Schullandheim in der Eifel. Wir fuhren mit einem Bus. Der Busfahrer trug ein verwaschenes Soldatenkappe, ein „Schiffchen“, wie man diese Art von Mützen ihrer

² ‚Bund Deutscher Mädchen‘, weibliche Parallele zur Hitlerjugend.

Form wegen nannte. Das Schiffchen war ganz hell khakifarben, fast weiß, von der Sonne ausgebleicht. Ich erinnerte mich daran, ein solches Schiffchen bei meinem Vater gesehen zu haben, der während des Krieges etwa zwei Jahre lang in Afrika verbrachte, in Rommels Afrikakorps. Ich fragte den Busfahrer, ob er als Soldat denn auch in Afrika gewesen sei, beim Afrikakorps. Der Busfahrer verneinte und sagte, er wäre in Russland gewesen.

Und erzählte dann, dass er, wenn man ihn wieder rief, diesen Feldzug zu Beginn des Krieges gegen die Sowjetunion jederzeit noch einmal mitmachen würde; sehr gern noch einmal dabei wäre, wenn man die Russen bis zum Kaukasus jagt. Ich war etwas überrascht und fragte, was er denn von Hitler hielte und von alldem, was sich im Zweiten Weltkrieg ereignet hatte, von den Judenmorden ... Er antwortete: „Das alles spielt für mich keine besondere Rolle. Ich war kein Nazi, den Hitler mochte ich nie besonders und gegen Juden hatte ich nichts. Aber das Leben im Kampf, das Vorwärtstürmen, Kameradschaft, man verlässt sich auf den anderen und man kann sich hundertprozentig auf ihn verlassen, das Gefühl, alles, was du tust, hat eine Bedeutung für die Gemeinschaft, das gab dem Leben einen Sinn, und indem man seine Pflicht tat, tat man das richtige.“

Hier bezog sich der Sinn also gar nicht so sehr auf irgendeine Ideologie, sondern ganz einfach auf ein Leben in Gefahr, in dem der Zusammenhalt der Gruppe, die Kameradschaft, das Entstehen des einen für den anderen die zentrale Rolle spielte. Das sollte man im Auge behalten; oftmals wird der „Sinn“ in Verbindung gebracht mit einer Religion oder Ideologie. Das aber muss nicht sein. Auf diese Art von Sinn komme ich noch zurück.

Die nächste Konfrontation mit dem „Lebenssinn“ kam dann – viel später – in der sogenannten Studentenrevolution. Es begann ungefähr 1967, unter anderem mit jener denkwürdigen Eröffnung einer Sitzung des Senats der Hamburger Universität; zwei Studenten gingen den einziehenden Professoren mit dem Spruchband: „Unter den Talaren Muff von 1000 Jahren“ voran. Ich war damals Assistent am Institut für Psychologie der Universität Kiel und mir schien gar nicht, dass man in den Universitätsstrukturen so viel alten Muff finden konnte.

Trotzdem: Da musste man irgendwie dabei sein, schon aus Solidarität. Deshalb machte ich eine Demo mit gegen irgendetwas, was die Landesregierung von Schleswig-Holstein verordnet hatte oder nicht verordnen wollte oder was immer. Wir versammelten uns vor dem ‚Landeshaus‘, dem Parlament von Schleswig-Holstein. Wir auf einer Anhöhe vor dem Landeshaus, vor uns, im „Tal“ ein Kordon von Polizisten. Diese marschierten damals noch nicht in Bürgerkriegsuni-

formen auf, mit Schilden und einem Spezial-Demo-Dress, sondern in ihren normalen grünen Uniformen mit Schirmmützen ohne alle Schutzvorrichtungen.

Die aber hätten die Polizisten gebraucht, weil die Unseren, also die Demonstranten, genauer gesagt, der linke Block unserer Demo, vorwiegend wohl die SDS-Studenten, begann, die Polizisten mit Steinen zu bewerfen. Mit Steinen, nicht mit Steinchen. Und ich stand daneben und sah sehr genau, wer mit der Sache angefangen hatte.

Irgendwann machten dann die Polizisten, weil ihnen die Steine nicht gefielen (mit Recht, wenn man die Größe der Steine ansah), einen relativ erfolglosen Versuch, die Demonstranten durch Schlagstockeinsatz daran zu hindern, weiterhin Steine zu werfen. Ich ging dann lieber und weiß nicht, wie die Demo ausgegangen ist. Was ich aber weiß, war, was am nächsten Tag in den Flugblättern stand, die in der Mensa verteilt wurden und was der Mensafunk verbreitete: „Schleswig-Holsteinische Polizisten als Faschisten entlarvt! Polizisten prügeln auf friedliche Demonstranten ein.“ Und das ganze wurde durch Fotografien dokumentiert, die ich auch hätte machen können. Aber die Vorgeschichte wurde weggelassen (man braucht nicht unbedingt durch Fake-News zu lügen, denn die Fotografien zeigten Ereignisse, die wirklich stattgefunden hatten. Sie waren keineswegs Fake-News, aber dennoch gelogen).

Es war die erste und letzte Demo, auf die ich gegangen bin; ich wusste: Die schaffen hier den Stoff für ihre Heldengeschichten selbst. Seinen Lebenssinn, nämlich den eines „aufrechten Kämpfers“ gegen den „real existierenden Faschismus“, gegen das „Schweinesystem“ konnte man auch selbst produzieren. Es gab noch andere Erlebnisse, die Zweifel an der moralischen Überlegenheit der „Achtundsechziger“ weckten. Die, die ihr Herz für die Ärmsten der Armen, für die Unterdrückten in der dritten Welt usw. entdeckt hatten, bzw. gegen die sozialen Ungleichgewichte auf die Barrikaden gingen, taten eigentlich wenig für ihre Zielgruppen, außer, dass sie Resolutionen verfassten. Irgendjemand sagte einmal, dass die Achtundsechziger nicht so sehr durch Nächstenliebe, als vielmehr durch Fernstenliebe bewegt wurden. Man liebte die, für die der Aufwand am geringsten war. Nämlich chilenische Kupfer- bzw. peruanische Landarbeiter und natürlich Fidel Castro. Die Mühen, die die 80-jährige Zimmerwirtin („Kriegerwitwe“, also die Frau eines Naziverbrechers!) damit hatte, die Kohlen aus dem Keller vier Stockwerke hoch zu schleppen, um die „linke“ Studentenbude zu heizen, wurden nicht einmal bemerkt (selbst erlebt!).

Wenn es aber darum ging, sich mit der Polizei zu prügeln, sich den Wasserwerfern auszusetzen, den ‚Kieler Nachrichten‘ die Fenster einzuschmeißen,

usw., war das Engagement da. Denn das stand dann in der Zeitung! Und die öffentliche Anerkennung, der öffentlichen Ruhm waren wichtig!

Das Streben der Achtundsechziger war egoistisch. Der Hauptzweck war die Stärkung ihres eigenen, wackeligen Selbsts. Deshalb war die soziale Tat selbst unwichtig, die öffentliche Sichtbarkeit, der öffentliche Ruhm, musste hinzukommen; die gesamte Gemeinschaft musste erfahren, wer sich da verdient gemacht hatte. Und außerdem spielte die gemeinsam erlebte Gefahr, die gemeinsame Aktion im Kampf mit der Polizei, bei der Besetzung von Häusern, bei Demos, bei denen gewöhnlich – so nebenbei – die Scheiben des Amerikahauses zu Bruch gingen (auch das ein mit geringem Aufwand zu erzielender Triumph!) eine große Rolle. Und wenn man Wasserwerfer aushalten kann, wenn man Not und Gefahr beim Kampf für das Gute und das Wahre und Gerechte in Kauf nimmt, dann wird man sich großartig fühlen. Die Bedrohung und die Kameradschaft, das Erleben, dass der andere einem hilft, dass man sich auf ihn verlassen kann, das war wichtig (und hier sind wir wieder bei dem Vormarsch zum Kaukasus im Sommer 1941!).

Jetzt könnte man diese private Geschichte der Konfrontation mit dem Sinn schon fast abschließen. Ich bin aber keineswegs der Ansicht, dass das Bedürfnis nach Sinn aufgrund der negativen Erfahrungen mit der achtundsechziger Revolution, mit der Baader-Meinhof-Katastrophe seine Bedeutsamkeit eingebüßt hat. Den Sinn seines Lebens zu suchen im Kampf für die marxistische Revolution hat vielleicht durch den Untergang des Ostblocks 1989/90 an Attraktivität verloren. Aber dafür gibt es Alternativen!

Die vorherrschende Alternative zum Anschluss an eine Ideologie ist das – nennen wir es einmal so, damit es einen wissenschaftlichen Namen hat – „Auxiliare Engagement“ (AE). Das AE besteht darin, dass man Ausschau hält nach einzelnen Personen oder – besser! – ganzen Gruppen, die der Unterstützung oder der Hilfe bedürfen. Und diese Unterstützung zu geben oder Hilfe zu bringen, wird dann zum Sinn des Daseins.

Ein Beispiel: Als ich einmal in einer Vorlesung ankündigte: „Alle Studenten, die eine Klausur schreiben wollen, ...“ kam ich nicht weiter als genau bis dahin, weil eine Studentin mir völlig erregt in die Parade fuhr: „Und die Studentinnen?“ wutentbrannt und mit roten Kopf! Und als ich dann noch sagte: „Aber Frau D., Sie wissen doch genau, was ich meine!“, fuhr sie mich an (ihr Gesicht war inzwischen noch röter geworden) „Nein, das weiß ich *nicht*!“ Die Studentin war Hilfskraft bei mir, ich kannte sie also recht gut und mochte sie. Aber in ihr votierte irgendetwas gegen meine nicht „politisch korrekte“ Sprache und besonders dagegen, dass ich diese auch noch verteidigte. Sie kündigte ihren Hilfskraftjob oder der Vertrag lief aus, ich weiß das nicht mehr so genau. Die Studentin D. aber übersah

mich fortan ostentativ, wenn sie mir oder ich ihr über den Weg lief. Sie hatte einen Feind!

Wer hatte gesiegt bei dem ganzen? Nach ihrer Meinung sicherlich sie! Sie hatte „Mut vor Fürstenthronen“ bewiesen und zeigte mir ihre Verachtung bei jeder Begegnung.

Inzwischen geht es ja nicht nur mehr um die Geschlechtsbezeichnungen, sondern generell um eine „politisch korrekte“ Sprache, die nicht nur nicht „antifeministisch“, sondern auch nicht „antisozialistisch“, nicht „antirassistisch“, aber „antifaschistisch“, usw. sein sollte. Durch diese Ausweitung des Bereichs, in welchem man nach politischer Korrektheit fahndete, stieg natürlich die Wahrscheinlichkeit erheblich an, irgendwelche Delinquenten zu finden. Im Wesentlichen geht es darum, die Bedeutung bestimmter Wörter entweder exakt festzulegen oder aber sie gänzlich zu vermeiden. Das ist die Idee. Dass diese Idee für fortschrittlich gehalten wird, verwundert zumindest diejenigen, die George Orwells Roman ‚1984‘ kennen. Denn für Orwell war die „politisch korrekte Sprache“ nicht ein Traum, sondern ein Albtraum.

„Neusprech“ ist die Bezeichnung, die George Orwell für eine semantisch gereinigte und fixierte Sprache einführte, die in einem totalitären System die einzige Kommunikationsform sein sollte. Ein Wort, eine Bedeutung! „Neusprech“ sollte das selbständige Denken der Menschen unterbinden. Denken ist immer damit verbunden, dass in Metaphern oder zum Beispiel im ironischen Gebrauch, die Worte ihre Bedeutungen ändern, dass es eine fixe Bedeutung eigentlich nicht gibt, sondern dass die Bedeutung kontextabhängig ist, dass man mit Bedeutungen spielt und auf diese Weise seine Weltsicht fortentwickelt. Mit einer solchen Sprache, bei der die Bedeutung der Worte nicht fixiert ist, kommen die Menschen natürlich, aus Sicht einer Ideologie, nur auf dumme Ideen. Vielleicht nämlich auf Gedanken, die mit der offiziellen Ideologie nicht übereinstimmen. Und „Neusprech“ soll das verhindern!

Der Orwellsche Albtraum ist inzwischen zum Traum vieler geworden. Begriffe wie „Student“, „Facharbeiter“, „Schauspieler“, „Psychiater“ usw. sind nur noch erlaubt, wenn man damit männliche Personen meint, als Sammelbegriff für beide Geschlechter sind sie streng verboten. Das Wort „Studentenkneipe“ geht natürlich gar nicht, es muss heißen „Studenten und Studentinnen-Kneipe“ oder „Studierendenkneipe“ oder „Student/*Innen Kneipe“. Der klare Rhythmus, den das Wort „Studentenkneipe“ hat, auch die Assoziationsträchtigkeit des Begriffs, geht vollkommen verloren, wenn man stattdessen die oben angegebenen, grausam-hässlichen Monster verwendet.

Unterdessen geben manche Behörden viel Geld dafür aus, Broschüren über die geschlechtergerechte Verfassung von Texten produzieren, damit sich die Behördenangestellten um Gottes willen nicht bei Schrei-

ben an die Kundschaft ins Fettnäpfchen setzen. Wenn man all die Druckerschwärze und die Zeit, die man mit Diskussionen über die politisch gerechte Sprache verbringt, wenn man die Anleitungen zur geschlechtergerechten Sprache, wenn man all das einmal in Geld umsetzen würde und eine entsprechende Spende an – sagen wir mal – ‚Brot für die Welt‘ geben würde, so würde man sagen, dass die ganze Sache doch vielleicht halbwegs sinnvoll ausgegangen ist. Das aber wird nicht geschehen, denn es gibt nicht wenige, die nunmehr die Behütung der Sprache vor ihrem inkorrekten Gebrauch schon fast zu einer Lebensaufgabe gemacht haben, zu ihrem Lebenssinn!

Wie kommt es, dass solche offensichtlichen Nebensächlichkeiten und Torheiten wie die Forderung einer „geschlechtergerechten“ usw. Sprache für viele Menschen (denn es sind nicht nur manche!) geradezu zum Zentrum ihres Lebens werden. Wenn in Astrid Lindgrens Pippi Langstrumpf-Büchern der Vater von Pippi zum „Südseekönig“ ernannt wird, statt ein „Negerkönig“ zu bleiben, wenn Leute darüber nachsinnen, wie man in dem Lenau-Gedicht „Drei Zigeuner fand ich einmal ...“ „Zigeuner“ durch irgendeinen anderen Begriff ersetzen könnte, dann wird es ärgerlich. Damit wird dann das Feld der natürlichen Sprachen zu einem Minenfeld und man bewegt sich in ihr nur noch mit größter Vorsicht. Und dass der Kampf für ein Minenfeld nunmehr also zum Lebenssinn wird, ist nicht mehr nur komisch, sondern höchst bedenklich.

Wenn man erst mal bei ‚Neusprech‘ als Lebenssinn ist; da gibt es noch beliebig viele andere Arten des Lebenssinns, auf den man sich selbst einschwören kann. Seinen Lebenssinn kann man als Fußballfan finden, als Graffiti-Maler, als Kämpfer für ein drittes, viertes oder fünftes Geschlecht usw. Man könnte endlos fortfahren. Die Suche nach dem Sinn des Lebens ist eine fast allgemeine Erscheinung, besonders in Deutschland. Jeder kommentiert seine besondere Individualität in Graffiti an Fernstraßen und besonders an Bahnanlagen, wo sie für viele Leute sichtbar sind. Auch für die Anbringung von Graffiti muss man – wie ich mir habe sagen lassen! – unter Umständen Kämpfe mit Bahnaufsichtsbeamten und mit der Polizei riskieren. Man lebt gefährlich und das macht ja das Leben nicht nur für Kaukasus-Busfahrer lebenswert. Die Gegenwart scheint fast von einer Art von Sinn-Sehnsucht befallen zu sein. Nun ja, das wäre ein Thema für Kulturkritiker. Oder für Psychologen!

Der Feind

Zum Sinn gehört der Feind! Das hatten wir schon oben, bei der Studentin D. festgestellt. Der ganze Sinn macht wenig Spaß, wenn man nicht aufgrund des eigenen sinnvollen Strebens andere belächeln, geringschätzen,

verachten, hassen kann. Wenn man sich nicht ganz einfach besser fühlen kann. Bei Fußballfans ist das deutlich sichtbar; hier ist die Feindschaft, die gegen die Fans des anderen Clubs und die gegen die Polizei, alle sieben Tage deutlich sichtbar. Und der Verkauf von Sprengkörpern ist – vermute ich – ein gutes Geschäft. Es gehört zum Nazi der Jude, zum Kommunisten der Bourgeois (das gilt nicht immer und für jeden, aber für den Fanatiker gilt es).

Gerade eben hat, am Dienstag, den 11.12.2018, in Straßburg der Sohn eines algerischen Einwanderers vier Menschen getötet und viele andere verletzt. Sein Name war Chérif Chekatt; er ist inzwischen von der Polizei erschossen worden. Michaela Wiegel beschreibt in der FAZ vom 14.12.2018, S. 3, dass für viele der Einwanderer aus Nordafrika in Frankreich der Hass auf Frankreich einfach dazugehört. Man hat Millionen oder Milliarden in Wohnungsbau, Umschulungs- und Arbeitsbeschaffungsprogramme, sowie in Vereinsarbeit wie Nachhilfe, Hausaufgabenbetreuung, Frauengruppen oder Sportaktivitäten investiert. Dennoch hat sich die Situation nicht wirklich verbessert, wie Innenminister Gerard Collomb in seiner Abschiedsrede kürzlich warnte. Rauschgift Händler und radikale Islamisten haben den Platz der Republik eingenommen, sagte er Anfang Oktober mit Blick auf die Banlieue. „Heute leben wir noch Seite an Seite, aber morgen könnte es zum Gegeneinander kommen“, meint der frühere Sozialist (Wiegel, 2018).

Ist das alles ein Wunder? Nein! Die Reaktionen sind nicht neu; der Philosoph Alain Finkielkraut hat schon im Spätherbst 2005 davor gewarnt, dass in den Sozialbausiedlungen an den Rändern der Großstädte eine Einwanderergeneration heranwachsen wird, die von Hass auf Frankreich geleitet werde, sie wolle sich nicht integrieren, sondern sei auf Zerstörung aus. (Wiegel, 2018) – Der Soziologe Jean Pierre LeGoff meint: „Die Ereignisse in der Banlieue seien weniger auf Armut und Misere zurückzuführen als auf Entwurzelung und auf eine Identität, die in Auflösung begriffen sei. Diese entwurzelte Jugend habe man geradezu in die Arme der Salafisten und anderer islamischer Eiferer getrieben, aus Hilflosigkeit angesichts der zerrütteten Verhältnisse in vielen Einwandererfamilien.“ (Wiegel, 2018).

Nun passt das genau zu unserem Thema. Menschen brauchen etwas sehr nötig, nämlich Selbstachtung oder altmodisch ausgedrückt „Stolz und Ehre“. [Wenn jemandem solche Begriffe, wie „Stolz und Ehre“ allzu sehr an SS usw. (Koppelschlossaufschrift: „Unsere Ehre heißt Treue“) erinnern, so mag er die Definition der „Ehre“ von Bourdieu verwenden: Ehre ist ein Sozialkonto, auf das man einzahlen, und von dem man abheben kann. Das ist hübsch funktional und ganz unromantisch.] In der französischen Gesellschaft können die nordafrikanischen Einwanderer all

das nicht erwerben. Und so reagieren sie dementsprechend und suchen ihre Ehre im Hass auf Frankreich.

Die Botschaft ist alt; eine Sinngemeinschaft wird die Regeln und die Normen der anderen, von denen man sich unter Protest getrennt hat, geringerschätzen. Die gelten selbstverständlich nicht mehr! Was machte denn sonst der Sinn für einen Sinn? Die fünfte Strophe des ‚Reiterliedes‘ aus Friedrich Schillers ‚Wallensteins Lager‘ lautet folgendermaßen:

*Der Reiter und sein geschwindes Roß,
Sie sind gefürchtete Gäste.
Es flimmern die Lampen im Hochzeitschloß,
Ungeladen kommt er zum Feste,
Er wirbt nicht lange, er zeigt nicht Gold,
Im Sturm erringt er den Minnesold.*

Lesen Sie bitte einmal die ersten beiden Strophen des ‚Reiterliedes‘. Dann wissen Sie, warum der ‚Soldat‘ die bürgerlichen Normen der erotischen Kontaktaufnahme nicht einzuhalten braucht. Zugegeben: Schiller schildert den Normen- und Sittenverfall im 30-jährigen Krieg für unseren Geschmack vielleicht etwas zu romantisch; ich könnte mir vorstellen, dass die Theaterbesucher im Jahre 1797 sich den Bauch gehalten haben vor Lachen über die „mitfühlsame“ Beschreibung einer Vergewaltigung durch:

Im Sturm erringt er den Minnesold.

Und sie als bittere Ironie verstanden haben. Vor allem, da Schillers Sympathie im ersten Teil der Wallenstein-Trilogie („Wallensteins Lager“), aus der das ‚Reiterlied‘ stammt, keineswegs den Gewohnheiten und Gebräuchen der Soldaten gehört.

Was ist Sinn?

Die Frage in der Abschnittsüberschrift lässt sich wohl folgendermaßen beantworten: nach Sinn strebt man, um auf der einen Seite einen Zustand der starken Einbindung in eine Gruppe oder sonst ein soziales System aufrecht zu halten. Und das zum anderen dient zum Schutz vor Angst, als Schutz vor dem Gefühl, den Dingen und Problemen nicht gewachsen zu sein. Die Gruppeneinbindung bedeutet Kraft, Kompetenz, die Fähigkeit, mit den wichtigen Problemen fertig zu werden. Ehre bedeutet (siehe oben) ein gefülltes Sozialkonto. Man hat selbst viel für die Gruppe getan und deshalb hat man die Sicherheit, dass die Gruppe einem verpflichtet ist. Man kann viel abheben von dem Konto und das bietet Sicherheit. Aber man muss, um diese Sicherheit aufrechtzuerhalten, auch immer wieder „einzahlen“. Man muss etwas für die Gruppe leisten. Und darauf kann man stolz sein!

Das ist der grobe Umriss. Er deckt das Thema Sinn keineswegs vollkommen ab. Denn man kann zum Beispiel auch etwas für die Gruppe tun, indem man gegen sie rebelliert. Und wie steht es mit dem Problem, dass man meist zugleich verschiedenen Gruppen angehört?

Literatur

- Haffner, S. (1981). *Anmerkungen zu Hitler*. Frankfurt a. M.: Fischer Taschenbuch.
- Scholz, L. (1990). *Der verratene Idealismus – Kindheit und Jugend im Dritten Reich*. Frankfurt a. M.: Haag & Herchen.
- Wiegel, M. (2018): Hass auf Frankreich. *Frankfurter Allgemeine Zeitung*, 5.
- Wirtz, M. A. (2015). *Dorsch – Lexikon der Psychologie* (16. Aufl.). Bern: Huber.